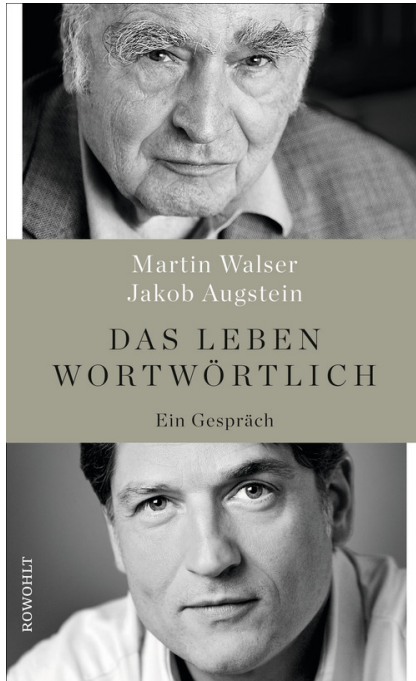


Leseprobe aus:



Martin Walser
Jakob Augstein

DAS LEBEN WORTWÖRTLICH

Ein Gespräch

ROWOHLT

ISBN: 978-3-498-00680-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Martin Walser

Jakob Augstein

Das Leben wortwörtlich

Ein Gespräch

Rowohlt

1. Auflage Dezember 2017
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Abbildungen: Bundesarchiv Berlin,
Akte R 3001/159688
Satz Nyte PostScript, InDesign
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 498 00680 8

Inhalt

Motto

Inhalt

1. Im Roman ist die Lüge wunderbar
2. Es gibt keine Grenze der Nachsicht mit sich selbst
3. Als Kind bist du kein Antifaschist
4. Entblößungsverbergungsvorgang
5. Solange man Geld verdienen muss, muss man sich beleidigen lassen
6. Die Liebe der Körper ist nichts, wenn die Poesie fehlt
7. Mit Siegfried nie. Mit Uwe immer.
8. Im Dienst des Rechthabenmüssens
9. Das Publikum liebt die Mächtigen
10. Seit Auschwitz ist noch kein Tag vergangen
11. Ohne Gott fehlt mir etwas
12. Was wir verschweigen
13. Novalis

Anhang

«Ich ersticke an den Schönheiten der Welt. Wenn mich die steigende Wiese nichts anginge, wenn mir egal wäre, wer an mir vorbei fährt, wenn ich nicht alles an mich reißen möchte, was es gibt, wär alles gut. So aber ...»

Martin Walser, Tagebucheintrag 24. 3. 1976

[...]

1.

Im Roman ist die Lüge wunderbar

Über dieses Buch

Lieber Martin, wir machen ein Buch zusammen. Ein Abenteuer. Was für ein Buch wird es denn werden?

Jedes Buch ist ein Abenteuer. Dieses hier stelle ich mir wie ein Gespräch vor, das wir in einem kleinen Saal miteinander führen. Da sitzen vielleicht hundert Leute und hören uns zu. In so einem Saal, das erlebe ich ja andauernd bei meinen Lesungen, da bin ich jeweils imstande, so zu reagieren, dass die Leute das Gefühl haben, sie erfahren etwas, was sie sonst nicht erfahren. Sie können lachen, sie werden unterhalten. Darauf kommt es an. Dann bin ich lebendig. Wir ertasten, worüber wir sprechen können. Aber, Jakob, wir werden uns natürlich immer an der Grenze zur Indiskretion bewegen.

Ist das ein Problem?

Es wird Stellen der Verletzlichkeit geben, die jeder Rezensent benutzen kann, wie er will. Wenn wir unser Gespräch ganz offen führen, werden wir auch ganz offen sein, ganz ungeschützt. Ich habe das erlebt, als der letzte Band der Tagebücher erschien. Jeder Depp kann sich auf uns stürzen. Niemand muss sachlich bleiben. Je nachdem, ob uns einer mag oder nicht, wird er so oder so mit uns verfahren. Das trifft natürlich mehr mich als dich.

Du bist nach all den Jahren noch so verletzlich?

Was hat das mit den Jahren zu tun? Glaubst du, es wird mit den Jahren erträglicher, verletzt zu werden? Da muss ich dich leider enttäuschen. Ich war in meinem ganzen Leben gegen nichts so empfindlich wie gegen Machtausübung. Kritik ist Machtausübung, und Macht bedeutet Verletzung. Ein anderer sagt dir: Du darfst nicht sein, wie du bist.

Glaubst du denn, dass die Journalisten und die Kritik darauf warten, dir zu schaden?

Ich habe eine Notiz in meinen Tagebüchern, die lautet: «Ich leide an Verfolgungswahn, und das ist das Einzige, was mich von meinen Verfolgern unterscheidet.»

Was meinst du, warum werden die Leute dieses Buch lesen wollen?

Wollen? Das ist eine märchenhafte Formulierung. Ich glaube nicht, dass sie es lesen wollen. Sagen wir lieber, das Buch wird erscheinen, und es wird Leute geben, die sich dafür interessieren. Wir sind da ganz und gar abhängig von den Gerüchten und Tatsächlichkeiten des sogenannten Literaturbetriebs.

Was wird die Leute an diesem Buch interessieren?

Also, wenn ich jetzt darauf antwortete, wäre meine Antwort eine reine Höflichkeitsphrase, als hielte ich deine Frage für sinnvoll.

Du hältst sie für unsinnig.

Wenn ich einen Roman schreibe, dann denke ich nicht daran, ob die Leute ihn lesen und warum. Also, wenn ich einen Roman schreibe, habe ich eine Ahnung, und ich versuche, schreibend dieser Ahnung nachzukommen. Dann erfahre ich, das ist immer überraschend, ob positiv oder negativ, wie viele Einstellungen und Erlebnisarten und Stimmungen es geben kann für die Aufnahme eines Buches. Beim Schreiben aber denke ich darüber nicht nach. Es gibt vielleicht einen unter tausend Augenblicken, in dem ich sagen kann: Ich habe bei einem Satz daran gedacht, wie der wohl gelesen werden wird. Und dann bin ich gleich wieder darüber hinweg. Ich sage dir mal ein Beispiel. Im «Springenden Brunnen» lautet der erste Satz: «Solange etwas ist, ist es nicht das, was es gewesen sein wird.» Als ich diesen Satz hingeschrieben habe, das weiß ich noch genau, da habe ich mir so halbpolemisch gedacht: «Ach, wenn Frau Sowieso aus Markdorf diesen Satz lesen wird, dann schlägt sie das Buch zu.» Aber wenn ich sehe, wie sich das Buch verkauft hat, muss ich feststellen: Ich habe Frau Sowieso aus Markdorf unrecht getan.

Wo wir gerade bei ersten Sätzen sind: Wie fängt man einen Roman an?

Du weißt, der Roman wird «Ehen in Philippsburg» heißen oder «Halbzeit». Und dann beginnst du zu schreiben. Und wenn es nicht der richtige Ton ist, dann merkst du das sehr schnell. «Ehen in Philippsburg» habe ich zweimal völlig neu angefangen, dann erst stimmte der Ton. Beim zweiten Roman war es noch deutlicher. Ich kam aus Amerika zurück, 1958 war das, im September, und ich war ganz erfüllt vom Schreibenwollen. Ich habe sofort begonnen und drei Wochen lang geschrieben, geschrieben, geschrieben. Ich wollte mich durch das Weiterschreiben davon überzeugen, den Ton bereits gefunden zu haben. Dabei wusste ich: Das ist

es noch nicht. Trotzdem, immer weiter geschrieben und geschrieben. Drei Wochen lang. Und dann habe ich alles weg-
geworfen. Und habe neu angefangen - und der Ton war da.
Ich muss übrigens zugeben, der erste Satz im «Springen-
den Brunnen» ...

... «Solange etwas ist, ist es nicht das, was es gewesen sein
wird» ...

... das war ursprünglich nicht der Anfangssatz. Der stand
vielleicht auf der dritten Seite. Das habe ich dann zum An-
fang gemacht.

In manchen ersten Sätzen steckt die gesamte Geschichte.
Zum Beispiel im «Fliehenden Pferd»: «Der Zufall führte
zwei Ehepaare im Urlaub zusammen.»

Der erste Satz von «Einhorn» heißt: «Ich liege, ja, ich lie-
ge.» Und schon läuft das. Wenn der Ton richtig ist, muss ich
nachher erstaunlich wenig korrigieren.

Bei dir heißt es im «Dreizehnten Kapitel»: «Jeder Roman
ist ein Sachbuch. Ein Sachbuch der Seele.» Es spielt darum
vielleicht keine Rolle, was es ist, was wir hier verfassen, ein
Roman, ein Sachbuch. Vielleicht ist es eine Autobiographie?
Du hast nie eine geschrieben.

Und ich würde nie eine Autobiographie schreiben. Das
zwingt zu einer mir unangenehmen Art von Lüge. Die Lüge
im Roman ist wunderbar. Sie ist eine Variation der Wahr-
heit. Aber die Lüge in den Memoiren, die möchte ich nicht.
Also ziehe ich es vor, einen Roman zu schreiben. Jeder Ro-
man ist eine Autobiographie, ein Selbstporträt des Autors
zum Zeitpunkt des Schreibens. Anders als aus meinen Er-
fahrungen heraus kann ich gar nicht schreiben. Ich bin als

Autor wirklichkeitsgesättigt. Was es aus meinem Leben zu erzählen gibt, das habe ich natürlich alles schon einmal gesagt. Aber die Vergangenheit verwandelt sich immerzu. Die eigene Kindheit zum Beispiel spielt zu verschiedenen Zeiten immer wieder eine neue Rolle.

Mal angenommen, du würdest dich dafür interessieren, was die Leute lesen wollen, was wäre es dann?

Wir müssen natürlich auf einzelne Personen zu sprechen kommen.

Werden wir tratschen, auf hohem Niveau? Das ist gut. Die Leute lieben Tratsch.

Du sagst das mit einer beunruhigenden Freude. Aus dir spricht die Medienlust. Aber gut, nimm einmal den Schirmmacher, meine ganze Geschichte mit Schirmmacher und wie sie geendet ist, zeugt von meiner Naivität. Aber für die kann ich nichts. Da war einer der Tagebuch-Bände erschienen, und im Literarischen Colloquium in Berlin fand die erste Lesung statt. Der Verlag hat mich gefragt, wen ich gerne dabei hätte. Da habe ich gesagt: Ladet doch den Schirmmacher ein. In der FAZ war ja damals – das war nun allerdings lange vor seiner Zeit – die schlimme Kritik von Reich-Ranicki erschienen, und es sollte an dem Abend um das Tagebuch gehen, in dem Reich-Ranicki dauernd vorkommt. Seine Vernichtungskritik, die übertitelt war «Jenseits der Literatur», mit der er mich aus der Literatur vertreiben wollte, mir die Literatur verbieten wollte. Aber gut, ich dachte, wir laden den Schirmmacher ein, weil ich fest angenommen habe, dass er nun nach so vielen Jahren eine andere Haltung zu der Frage haben würde, ob diese Kritik eine akzeptable Art und Weise war, in einer Zeitung über ein Buch zu schreiben. Und dann sagt er, wie sehr er es bedauere, dass

heute keine solchen Kritiken mehr erscheinen. Das war für mich eine Riesenenttäuschung.

Gut, Frank Schirrmacher. Wer sonst?

Unsold natürlich. Ich war immer auf seiner Seite. Auch damals, als die Lektoren um eine Verfassung gerungen haben, die ihnen Mitsprache und was weiß ich nicht noch für Rechte einräumen sollte. Das war Mode zu jener Zeit. Da habe ich ihn unterstützt und gesagt: Ihr wollt eine Verfassung, aber dann ist jemand anderes der Chef, oder ihr alle seid es, und dann bin ich von dem Neuen abhängig - oder von euch. Ich tausche eine Abhängigkeit, die ich kenne, nicht gegen eine, die ich noch nicht kenne. Das war mehr als ein Freundschaftsdienst.

Dann sollten wir also über Freundschaft reden. Ob es so etwas gibt. Und was das eigentlich ist. Wer wird sonst noch auftauchen?

Uwe Johnson natürlich. Der hat am Ende ja in Sheerness gewohnt und war, wie man so sagt, alkoholabhängig. Er hatte dann, glaube ich, eine Flasche Wein, die ging nur schwer auf, und wegen der Anstrengung ist ihm ein Aneurysma geplatzt. Der Uwe, das war jemand, mit dem konnte man leicht Krach bekommen. Ich bin vielleicht noch am besten mit ihm ausgekommen. Dann Max Frisch. Das war eine so vorsichtige Freundschaft, der konnte nichts passieren.

Peter Hamm?

Solange er mich brauchen konnte, war er ein Freund. Als er mich nicht mehr brauchte, wurde er feindselig.

Reich-Ranicki?

Kritiker sollten weder Freund noch Feind sein.

Günter Grass?

Problemreich.

Als er starb, schrieb ich:

Jetzt

Jetzt. Es ist vorbei.

Jetzt. Es war einmal.

Jetzt. Günter. Günter. Günter.

Jetzt. Ich habe immer gedacht

Jetzt. Du streitbarster Freund

Jetzt. Wir blieben zusammen.

Jetzt. Auf einmal

Jetzt. Nichts mehr.

Jetzt. Deutschland, trauere.

Rudolf Augstein?

Rudolf? Für mich eine vorbildliche Existenz. Und mir hochwillkommen, weil er, wie ich, gegen die deutsche Teilung war. Einer der wenigen Intellektuellen, die nicht opportunistisch waren. Unsere Beziehung war immer politisch bedingt. Ich war eben froh, dass es ihn gab.

Mir fällt auf, dass es bisher lauter Männer sind. Es ist keine Frau dabei. Wir müssen doch auch über Frauen reden, oder?

Nur zu gern. Also! Der entscheidende Unterschied: Frauen sind mir nicht als Machtausübende begegnet. Und jede Begegnung war mehr als nur sachlich. Wenn zum Beispiel Felicitas von Lovenberg eine Kritik schrieb, dann war das, bei aller kritischen Klarheit, nie feindselig. Genauso bei Iris Radisch. Sie lassen den, den sie kritisieren, am Le-

ben. Sonst aber, du schreibst ein Buch «Jenseits der Liebe», Reich-Ranicki überschreibt seine Kritik: «Jenseits der Literatur». Da bist du hinausgeworfen. Iris Radisch überschreibt eine Kritik »Amoklauf der Liebe«. Das ist eine reine Genauigkeitsleistung ohne Stimmungsmache! Natürlich gibt es auch Kritikerinnen, die imitieren die Scharfrichterei. Aber wenn du mit Thea Dorn über dein Buch diskutierst, darfst du staunen, was ihr alles einfällt. Sie erlöst dich sozusagen aus deiner existenziellen Monotonie. Oder Ingeborg Bachmann, wo auch immer man sie traf, sie war eine Steigerung des Daseins. Als ich in Texas von ihrem furchtbaren Tod erfuhr, notierte ich ins Tagebuch:

1. 11. 1973

Ingeborg Bachmann

*Wink der Idiotin mit dem Bleimund
und Fleischfelsenkinn, ausdrucksvoll*

*objektiv: hier ist eine gestorben
die unseren Feinsinn teilte und
weiter ging. Wer war denn nicht ihr Freund.*

Also gut. Also gut. Also gut.

*Persönlich sag ich, sagt jeder, jetzt
werden die Tage noch schneller
vergehn. Aber bitte. Aber bitte.*

*In meinem ältesten Anzug geh ich
glaub ich zu ihrer Beerdigung
und schau: meine Anzüge alle
sind neu und würden objektiv
ausdrücken, wo ich noch überall
hingehen will nach der Beerdigung.*

*Rasier dich oder rasier dich nicht
du wirst dein Gesicht in die Zeitung pressen
die dir Veronika reicht.*

30. 11. 1973

*Blutend aus erdachten Wunden,
Eis lutschend in der Parksonne,
die Seele voll vom Comicstripmodell.
Könnten wir nicht weiterfahren ins
Bachmannland, wo keine Zimmer bestellt sind?
Was blüht uns denn hier noch als
dann und wann ein besiegttes Kind.
Und Frauen, die weder Kritikerinnen sind noch Kollegin-
nen? Liebe, ist das ein Thema?*

Das ist schwierig.

Sicher ist das schwierig. Aber wir sollten über die Liebe reden, und wie soll das gehen, wenn wir nicht über Frauen reden?

Für Liebe als Hauptwort bin ich nicht zuständig, das ist ein anderes Fach. Ich bin nur für das Verbum. Und da allerdings gibt es kein Darüberreden. Karl Barth, der große Theologe, hat geschrieben, alle Theologie muss erzählerisch sein. Und so ist es auch mit der Liebe. Man kann nicht darüber sprechen, sondern muss erzählerisch sein. Wenn wir das könnten, dürften, wollten, dazu erzählerisch sein, dann könnten wir es.

Was hindert uns?

Scham, Vorsicht, Diskretion.

Und es wird eine Rolle spielen, dass wir unser Gespräch als Vater und Sohn führen.

Das dürfte das schwierigste Thema sein. Ich habe mich zum Beispiel in Interviews immer gewehrt, Fragen, die damit zu tun hatten, zu beantworten. Ich habe deine Gerichtsberich-

te gelesen, ich habe deine Artikel in der «Süddeutschen» und in der «Zeit» gelesen, habe im Fernsehen zugeschaut, wie du über Politik diskutiert hast, aber es wäre mir immer sonderbar vorgekommen, dich öffentlich zu loben. Ich lobe auch nicht öffentlich, was meine Töchter schreiben, auch wenn ich oft einfach hingerissen bin von ihren Sätzen und Gedanken, und da du auch eine sozusagen öffentliche Person geworden bist, verfallende ich, wenn ich nach dir gefragt werde, in verlegenes Schweigen. Ich kann über dich öffentlich nur sagen, was ich auch über meine Töchter öffentlich sagen kann, dass es nämlich das größtmögliche Glück für einen Schriftsteller ist, wenn seine Kinder ganz von selbst auch schreiben. Ich habe kein bisschen erzieherisch manipuliert, dass die Töchter Schriftstellerinnen werden sollten. Dass sie es geworden sind und wie sie ganz und gar anders schreiben als ihr Vater, aber so, dass der vor intimer Überraschung oft ganz fassungslos staunt, das ist das reine Glück in meinem Leben. Bei dir ist es ja noch deutlicher, dass ich nicht mitgewirkt haben kann daran, dass du ein Autor geworden bist, weil wir wegen der bürgerlich unvermeidbaren Umstände deiner und meiner Existenz immer in einiger Distanz lebten. Aber dass eigene Kinder von selbst das tun, was ein Vater tut, das darf diesen Vater manchmal auf den Gedanken bringen, dass er doch das sein könnte, was er am liebsten ist.

2.

Es gibt keine Grenze der Nachsicht mit sich selbst

Über eine Kindheit in Wasserburg

Wenn ich Erinnerung sage ...

... dann unterbreche ich dich und sage, dass ich über etwas Begriffliches gar nicht essayistisch daherreden kann. Ich kann nur konkret sagen: «Dann bin ich über die Straße gegangen und wurde zum Glück nicht überfahren.» Wenn ich mich daran erinnere.

Man braucht nicht so viele Erinnerungen, um das Gefühl zu haben, dass man eine Kindheit hatte, oder?

Wie meinst du das?

Es gibt einen Film, da weiß eine Figur selbst gar nicht, dass sie synthetisch ist, ein künstlicher Mensch. Ihre Schöpfer haben ihr Erinnerungen gegeben, nicht viele, gerade genug, dass sie meint, sie habe eine eigene Kindheit gehabt. So geht es uns allen. Oder zweifelst du deine Kindheit an?

Nein, natürlich nicht. Die Kindheit ist im Leben ein so ausführliches und deutliches Kapitel, dass sie immer eine Rolle spielen wird. Immer eine andere, wie gesagt. Aber sie wird andauernd gebraucht. Ich habe gesagt, dass ich nie eine Autobiographie schreiben wollte. Aber für den «Springenden Brunnen» habe ich doch zwanzig, fünfundzwanzig Jah-

re lang in meinen Tagebüchern Notizen gesammelt. Immer unter dem Stichwort: «Eintritt meiner Mutter in die Partei».

Du hast deine Kindheitserinnerungen mit dem Eintritt deiner Mutter in die NSDAP verknüpft?

Nur für den Roman «Ein springender Brunnen». Der spielt von 1932 bis 1945. Meine eigene Kindheit ist und bleibt mein Universum. Zum Beispiel finden die meisten meiner Träume im Milieu der Kindheit statt. Darüber staune ich dann, wenn ich in der Gegenwart aufwache.

Ich schreibe mir das auf und frage dich später vielleicht noch einmal danach. Deine Mutter, was ist deine erste Erinnerung an sie?

Kein Mensch weiß doch die erste Erinnerung an seine Mutter. Ich frage dich: Könntest du die erste Erinnerung an deine Mutter sagen?

Ich glaube, wenn man mir diese Frage stellte, würde ich sie unwillkürlich beantworten und irgendeine Erinnerung zur ersten Erinnerung machen.

Genau. Allerdings kann ich sagen, dass sich in mir alles dagegen sträubt, irgendetwas zur ersten Erinnerung zu erklären.

In deinem Tagebuch schreibst du einmal von der «mühsam beherrschten Stimme meiner Mutter, die allen gerecht zu werden versuchte». Wie muss man sich das vorstellen? Wäre sie andernfalls in Zorn ausgebrochen, oder in Tränen?

Das musst du dir so vorstellen, dass sie glaubte, es sich nicht leisten zu können, die Beherrschung zu verlieren. Egal, ob es dann Zorn oder Traurigkeit gewesen wäre.

War sie denn eine warmherzige Frau?

Was ist das für ein Wort? Ich weiß, oder ich glaube zu wissen, dass meine Mutter niemals einen Satz gesagt hätte, den man tröstend hätte nennen können. Das war fremd im Wortschatz meiner Mutter und auch für uns damalige Kinder. Sie hat nie gratuliert, wenn etwas gelungen ist. Sie hat nie kritisiert, wenn etwas misslungen ist. Ich erinnere mich nicht daran, dass meine Mutter mich jemals in den Arm genommen oder liebkost hätte. Ich erinnere mich nur an heftige Parteinahmen der Mutter mit Nachbarn, die sich über ihre Kinder beklagt haben. Da war sie immer auf der Seite der Nachbarn.

Ich kann mir keine Kindheit vorstellen, in der eine Mutter weder Lob noch Tadel ausspricht.

Doch, wenn die Angst allgegenwärtig ist. Die Mutter hat Angst um alles. Wenn sich ein Nachbar beschwert, der mächtig ist, und solche gab es ja, es waren eigentlich immer alle mächtiger als man selbst, dann hat die Mutter Angst um das Kind, um das Geschäft, um alles. Aus dieser Angst heraus handelt sie, sie unterwirft sich, und sie unterwirft damit auch das Kind, obwohl sie wissen kann, dass das Kind das nicht immer so versteht. Ich habe da sehr konkrete Szenen im Kopf. Wir wohnten ja vis-à-vis vom Bahnhof, es gab einen Nachbarn, der hatte Verwandte im Bayerischen, die kamen immer in den Ferien von München an den Bodensee, um hier ihre Ferien zu verbringen. In dieser Zeit war der Sohn, mir gleichaltrig, sozusagen mein Freund. Ich weiß: Wenn wir zusammen herumgerannt sind, dann hat mir nichts ge-

fehlt, und ihm kann es auch nicht an vielem gefehlt haben. Aber einmal hat er Äpfel von einem bestimmten Baum heruntergerissen. Der gehörte einem mächtigen Bauern. Wie viele hatte er in seinen Taschen? Ich weiß es nicht. Wir wurden auf jeden Fall erwischt. Ich war dabei – als hätte ich einen einzigen Apfel angefasst! Das hatte ich nicht. Diese Äpfel interessierten mich nicht, nur dieser Münchener Ferienbub. Aber dieser mächtige Bauer ist natürlich zu meiner Mutter gegangen und hat mich des Apfeldiebstahls, wenn ich das sehr hochdeutsch formuliere, angeklagt. Meine Mutter war tatsächlich tief erschrocken. Und obwohl ein solcher Apfeldiebstahl meinerseits weder stattgefunden hat noch sie selbst sich das hätte vorstellen können, hat sie einfach, weil dieser Bauer im Dorf mächtig war, vor dessen Augen ihr Kind bestraft.

Wie denn?

Nicht durch Schlagen. Obwohl meine Mutter ihre Kinder auch geschlagen hat. Mit dem Kochlöffel hintendrauf. Aus Angst, natürlich, um ihre Kinder zu behüten. Aber nicht dieses Mal. In meiner Erinnerung hat sie dieses Mal dem Bauer einfach recht gegeben. Ich weiß nicht mehr, was sie gesagt hat. Aber jetzt wage ich einen Satz, der lässt sich kaum ahnen und noch weniger aussprechen: Ich glaube, dass sie sich in dieser Szene sicher war, dass ich in meinem Gefühl ihre krasse Parteinahme für den mächtigen Dorfmenschen im Tiefsten kein bisschen ernst nehmen würde, dass sie also sich darauf verließ, dass ich wusste, dass sie nicht wirklich böse war gegen mich. Das sage ich jetzt. Damals habe ich vielleicht gelitten oder geweint, das weiß ich nicht mehr. Auf jeden Fall gab es mit dieser Mutter eine Einigkeit, die unantastbar war durch welche Machteinreden auch immer.

Hast du dich als Vater später auch so verhalten? Deine vier Töchter sind mit dir aufgewachsen, da kann es zu solchen Gelegenheiten gekommen sein.

Ich fürchte, ja. Ich erinnere mich an eine Szene, da habe ich die Partei eines Lehrers ergriffen, gegen ein Kind. Über dieses Kind sollte verhandelt werden. Diese Tochter sollte sich ändern, hieß es. Und ich habe da, sogar in ihrer Gegenwart, die Partei des Lehrers ergriffen. Das ist tatsächlich eine der fürchterlichsten Szenen in meinem Seelenvorrat. Und wenn ich mich sündhaft schämen muss für irgendetwas, dann für diese Szene. Dieser Lehrer war ein Vollidiot. Und ich habe seine Partei ergriffen!

Aber warum?

Es ging um irgendwelche blödsinnigen Verordnungen. Sie sollte weniger Musik hören, was weiß ich. Das hat er so auf das Leben dieser Tochter hin gesagt, und ich habe das offenbar für befolgenswert gehalten. Ich konnte nicht widersprechen.

Ja, aber warum? Wegen der Autorität?

Ich weiß gar nicht, was das ist, Autorität. Ich sehe dann nur, dass einer Macht hat über mein Kind. Da versuche ich, mich opportunistisch anzupassen, damit er seine Macht über mein Kind nicht zu sehr ausübt. Ich glaube dann, ich könne mein Kind schützen durch Opportunismus.

Schützt man nur sein Kind mit Opportunismus oder auch sich selber?

Da bin ich nicht anders als alle Menschen. Wenn du merkst, in welcher Situation auch immer, dass jemand über dich Macht hat, dann ist vom Recht nicht mehr die Rede. Dann geht es nur um die Macht.

Was bedeutete es denn, wenn einer mehr oder weniger mächtig war im Dorf?

Ein Dorf hat eine viel kompliziertere Hierarchie als jede andere Menschenorganisation. Es gab nicht zwei Nachbarn, die gleich mächtig waren. Jeder war ein bisschen mehr, noch ein bisschen mehr, noch ein bisschen mehr – und der war der Höchste, Wichtigste. Entlang dieser Stufung ging es um Glück oder Unglück für die Familie, das Geschäft. Je mehr Macht einer hatte, desto mehr konnte er uns schaden. Wir hatten eine Wirtschaft, wir hatten einen Kohlenhandel. Das ganze Dorf war auch eine Kundschaft.

Waren diese Angst und der mögliche Schaden ausgedacht oder real?

Von Ausdenken kann gar keine Rede sein. Da ging es um einen unmittelbar aus der Dorfmentalität heraus entstehenden und sofort empfundenen Schaden. Weil eben jeder im Dorf ein Kunde werden oder, wenn er einer war, ein Kunde bleiben sollte!

Erinnerst du dich, dass jemand derart in Acht und Bann gefallen ist?

Ich habe miterlebt, wie es ist, wenn das Geschäft misslingt, wenn einer nicht mehr zahlungsfähig ist. Wenn der Bankrott kommt, verstehst du? Ich habe schon sehr früh daran mitgewirkt, genau das zu verhindern, den Bankrott. Es gab einen Laden, Glatthaar hießen die, die verkauften al-

les, Hemden, Handtücher, Messer, mitten im Dorf. Eine gute Lage. Emil, der Sohn, Ferdinanda, die eine Tochter, Maria, die andere, und Herr und Frau Glatthaar – die gingen also bankrott, und es wurde alles versteigert. Ich war dabei, wir alle streiften durch den Laden und machten Beute. Herr Glatthaar war auch danach noch ein Gast bei uns, ein ganz stiller Gast. Er hat jahrelang kein Wort mehr geredet. Er hat nur noch geraucht. Diese langen Dinger, die Virginias hießen. Er war bankrott. Es war nicht so, dass man ihn das hätte spüren lassen und dass er darum nicht mehr am Stammtisch sitzen durfte. Er war einfach für sich und vereinzelt durch die geschäftliche Niederlage. Das erlebt zu haben, das war ein Grauen. Darum durften wir nicht bankrottgehen. Tatsächlich müssen wir einmal zahlungsunfähig gewesen sein. Der Gerichtsvollzieher – das Wort sagt schon alles – kam und klebte Marken an einen Eisschrank und an das Klavier. Diese Marken sagten: gepfändet. Würden wir nicht rechtzeitig zahlen, konnte das Verpfändete abtransportiert werden. Die Angst der Mutter hatte viele Gründe. Bevor sie sich ins Bett legte, hat sie immer geschaut, ob jemand darunter war. Das kam vielleicht aus ihrer Kindheit in dem kleinen Hof in Kümmertsweiler.

Und du hast vom Flur durch den Türspalt gesehen, wie sie sich auf den Boden gekniet hat, in ihrem Nachthemd, und unter das Bett gesehen hat?

So würde man sich das jetzt vorstellen und damit ein Bild erzeugen, das sich in meinem Kopf heute nicht mehr findet. Vielleicht hat es so ausgesehen, vielleicht nicht. Ich weiß nur, dass sie das aus Kümmertsweiler so gewohnt war.

Wieso, waren da immer Leute unter den Betten?

Du kannst dir halt nicht vorstellen, wie früher gelebt werden musste. Meine Mutter war auf jeden Fall angstbesetzt. Als sie später ins Krankenhaus kam, war sie sicher, dass sie jetzt sterben würde. Da habe ich gemerkt, welche Angst sie vor dem Tod hatte. Sie meinte, die oberste Weltleitung sei ihr nicht freundlich gesonnen, weil sie doch aus Geschäftsgründen am Sonntag oft nicht in die Kirche gegangen ist. Damit hat sie gehadert. Sie hat das an ihre Kinder delegiert. Wir sind also statt ihrer in die Kirche. Nachher gehen die Wasserburger zu den Gräbern auf dem Friedhof, der rund um die Kirche liegt. Manchmal haben mein zwei Jahre älterer Bruder und ich es aus irgendwelchen infantilen Dringlichkeiten versäumt, ans Grab des Vaters zu gehen. Das wurde der Mutter von Beobachtern, Nachbarn natürlich, gemeldet. Da hat meine Mutter fast laut geweint. Jetzt wisse sie, wie es ihr ergehen werde, wenn sie tot ist, wir werden nicht an ihr Grab kommen. Das war für sie furchtbar. Ein Grab, an dem niemand stand, um für den Gestorbenen zu beten, also halblaut zu sagen: Herr, gib ihm die ewige Ruhe, lass ihn ruhen in Frieden, amen. Dann war das Weihwasser zu spenden. Wenn das also an einem Grab nicht stattfand, so hieß das, der Gestorbene müsse im Fegefeuer leiden. Es hat auf mich jedenfalls einen großen Eindruck gemacht, dass sie einerseits so vollkommen ungebrochen, geradezu mittelalterlich, gläubig war, andererseits aber solche Angst vor dem Sterben hatte.

Autorität und die Angst vor der Autorität spielen eine große Rolle in deinem Leben, oder?

Ich würde niemals Autorität sagen. Immer nur Macht. Wenn einer Macht über dich hat, dann bist du abhängig. Das war immer mein Verhältnis nach oben.

Wie geht man damit um?

Nun, ich habe mir 25 Jahre lang die Abhängigkeit von Reich-Ranicki gefallen lassen, und dann habe ich «Tod eines Kritikers geschrieben». Nach 25 Jahren! Bis dahin war immer klar: Ich bin abhängig von ihm. Aber ich hatte nie den Mut, gegen ihn oder andere, die über mich Macht hatten, zu veröffentlichen. Nur in meinen Tagebüchern habe ich gegen diese Leute Vierzeiler geschrieben. Natürlich wäre der ideale Zustand, dass niemand Macht über einen hat. Aber davon bin ich himmelweit entfernt. Angestellte, die haben meistens nur einen Chef, siehst du, aber ich habe nicht einen Chef, sondern hundert. Jeder Depp und jeder Nichtdepp kann über mich schreiben, was er will. Beim Abhängigen kann alles gleich zur Katastrophe werden. Das endet nie.

Als deine Mutter starb, im April 1967, hast du sehr viel darüber in deinem Tagebuch geschrieben. Da steht der Satz: «Sonst war nie jemand so wichtig.»

Ja, so kommt es mir immer noch vor.

Sie hieß Augusta, die Erhabene. Das ist ein großer Name für ein Mädchen aus Kümmertsweiler.

Ach Jakob! Der Vater meiner Mutter, also mein Großvater, hat Thaddäus geheißen. Er hatte drei Brüder, die hießen Anselm, Kaspar und David. So viel zu Namen aus Kümmertsweiler!

Du hast geschrieben: «Ich stehe nur vor ihr, vor ihrem Sarg, vor ihrem Grab, unersättlich. Was hat sie alles mitgenommen. Vierzig Jahre. Wasserburg und Kümmertsweiler und Geiselharz. Wir waren fünf, jetzt sind wir noch zwei und beide überspült von neuen Familien.»

Das Daseinsgefühl nach dem Tod der Mutter.

In den Monaten vor ihrem Tod hast du beinahe ein ärztliches Bulletin geführt.

Das war mein unmittelbares Bedürfnis. Das Tagebuch schreibt man ja nicht für später, sondern für den Augenblick. Hast du nie Tagebuch geführt?

Nein.

Warum nicht?

Weil ich mir nie etwas merken wollte.

Du wolltest dir nie etwas merken? Aber das Tagebuch schreibt man nicht, weil man sich etwas merken will, sondern weil es einem jetzt wichtig ist, etwas aufzuschreiben. Das Tagebuch ist das Unmittelbarste, Absichtsloseste, was es gibt. Wenn du es schreibst, kommt es nur darauf an, dass du beim Schreiben das Gefühl hast, dass es so ist, wie du es jetzt schreibst. Das ist es jetzt. Dadurch, dass du es jetzt vor dir auf dem Papier hast, begreifst du es. Es ist, als würde man in den Spiegel schauen. Da siehst du dich auch noch einmal. Das kann so oder so auf dich wirken. So ist das Tagebuch, ein Spiegelbild deiner selbst.

Und warum will man das wissen?

Warum schaust du in den Spiegel?

Ich schaue gar nicht so oft in den Spiegel.

Jetzt hör aber auf.

Nein, ich meine das ganz ernst.

Nun, dann kann sich das geändert haben. Es muss Zeiten gegeben haben, da hast du sehr oft in den Spiegel geschaut. Da wurdest du nicht müde, in den Spiegel zu schauen.

Wann war das denn?

Als du 15, 16, 17, 18, 19, 20 warst.

Da kannten wir uns gar nicht.

[...]